

Die Geburt der Zaffa-Orange

Von Erich Gottgetreu

„Ganz gleichmäßig — noch gleichmäßiger — immer noch gleichmäßiger —“

Sorgsam belehrte Tamari aus Kiew, seit sieben Jahren palästinensischer Siedler, über die beste Methode des Düngerausstreuens Helmut, den Neuinwanderer aus Deutschland. Der schleppte, in der Sonne glühend, den schweren, mit Kali angefüllten „Bach“, das ursprünglich als Benzinkanne benutzte Einheitsgefäß des Landes, und entköppte ihm den grauen Fruchtsand, einen halben Becher für die kleinen Orangebäume, fast einen vollen für die großen. Vor ihm stapfte, die Thucida in der Hand, der Ukrainer, die Bewässerung vorantreibend. Drei Kilometer weit, in einer primitiven Holzleitung, kam das Wasser von einer Quelle am Berge. Oft genug war die Leitung verstopft, dann war es Helmut's Aufgabe, sie mit den Händen wieder zu säubern, wobei er die strenge Mahnung zu befolgen hatte, sich nicht auf den heißen Erdboden zu setzen, denn auf dem Krauchen zur Zeit der großen Hitze Storpione herum, deren Biß zwar nicht lebensgefährlich ist, aber etwa zwanzig Stunden lang fürchterliche Schmerzen hervorruft; also lauerte Helmut, brummte und schöpfte den Dreck.

Am Abend sahen die Arbeiter, die Alten und die Neuen, die aus Kiew, Binet, Berlin, Paris, im Sadar Haadai, dem Zweite- und Versammlungssaal der Siedlung, berieten den Arbeitsplan des nächsten Tages, bestimmeten, wer zu säen, zu graben, zu wässern, zu düngen und zu schneiden habe, besprochen, allgemeiner, die Ausflüchte der Ernte, besorgten, ob genug Arbeitskräfte sie hereinzubringen, zur Verfügung ständen, und Helmut erfuhr so allmählich die wichtigste Theorie der Orangencultur: 5 Dunam Boden (1 Dunam = 917 qm.) genügen, um eine Familie bescheiden zu ernähren; Boden in der Kräftebene kostet heute pro Dunam 5 bis 40 £; die Anlagekosten bis zur Fruchtreife betragen pro Dunam etwa 100 £; ein Bades (Orangencultur) trägt vom 6. Jahr an Früchte, im 6. Jahr 50 Kisten pro Dunam, vom 10. Jahr ab 120 Kisten; in den letzten Jahren erzielte man pro Kiste vom Baum 4 bis 5 Schillinge. Fast hing der Bestand der Siedlung vom Erfolg der Ernte ab. Teure Maschinen waren zu bezahlen, dreihundert Menschen wollen leben. Ueberhaupt ist Palästina's Citrus-Kultur seine Schlüssel-Landwirtschaft, ein Stück seiner Zukunft.

Das waren so Tätigkeiten, Gespräche und Gedanken im Juli.

Jetzt schreiben wir Jänner, die Höhezeit der Ernte.

Und die Ernte ist gut.

Kennst du das Land, wo die Orangen blühen? Meine Informanten, der Präsident der größten Citrus-Exportgesellschaft Palästinas

und ein Gewerkschaftsführer, zeigten eine Reihe jüdischer und arabischer Bades bei Zaffa, es ist die Gegend, in der des ermordeten Schriftstellers Rudolf de Haas „Orangencultur von Sarona“ spielt. Der unvergeßliche Eindruck der Kreuz- und Querfahrt: der Blick vom Kapoleonshügel bei Ramatgan. In der Ferne, rot und weiß, Zaffa und des Meeres blaue schwebende Fahne; unten, rings um uns im grünen goldgesprenkelten Wogen ein gewaltiger Orangenhain, dem der belaubende Atem gesegneter Erde entströmt, und, irgendwo, von Männern und Frauen gesungen, ein Lied der Arbeit.

Als Napoleon hier war, blühten, alten Besuchen zufolge, bei Zaffa bereits die Orangenculturen. Die ersten aus Palästina ausgeführten Apfelsinen belamen vor achtzig Jahren die Königin Viktoria. Vor dreißig Jahren betrug der palästinensische Orangenerport 50.000 Kisten. 1926/27 führte man 2 Millionen Kisten aus. In diesem Jahr werden es einschließlich Grapefruit 5 1/2 Millionen Kisten sein. Immer neue Bades werden fruchttragend, so daß man für jedes der kommenden Jahre ein bis anderthalb Millionen Kisten Zuwachs erwarten kann. Da noch 150—200.000 Dunam Land anpflanzungsfähig sind, was zusammen mit der gegenwärtig angebauten Fläche 400.000 Dunam Boden ergäbe, ist für Palästina eine Ernte von 30 bis 40 Millionen Kisten pro Jahr möglich, eine Ernte so groß wie die spanische und fast so reich wie die amerikanische — schwärmt der Exporteur. Und schwärmend fährt er fort: Die Frucht verbessert sich von Jahr zu Jahr. Immer wieder werden die kräftigsten Reiser der alten Bäume zur Vereblung der jungen Pflanzen genommen. Der „Fruit inspection service“ der Regierung übt eine ständig strenger werdende Kontrolle der zum Versand gelangenden Ware aus. Auch sehen die arabischen Pflanzler den jüdischen allmählich alle wertvolleren Versandmethoden ab: die aus Kalifornien übernommene Größenfortierung und die Charterung schneller Frachtschiffe, die die Verfaulungsgefahr stark herabmindert. — Ein Einwand des Journalisten: Ist man in anderen Ländern nicht ebenso schlau? — Die Antwort des Exporteurs: Gewiß, aber häufiger heimgesucht von schweren Krankheiten, den harten Frösten. Kein Land hat so günstige klimatische Bedingungen wie Palästina, sagen die ersten Sachverständigen der Welt. Professor Powell aus Südafrika und Professor Auerjoh aus Kalifornien... sagt der Exporteur, der feinerzeit freilich einen sehr schweren Summer hat: es ist ihm und seinen Freunden bisher trotz aller Bemühungen noch nicht gelungen, für die palästinensische Orange Zollfreiheit innerhalb des Britischen Imperiums, die sogenannte Imperial Preference, zu gewinnen. Er reiste im Interesse dieses wichtigen Ziels und im Auftrage der vielen zu kooperativen zusammengeschlossenen Kolonisten und Gemeinschaftssiedler, mit denen er geschäft-

lich verbunden ist, zur Reichskonferenz nach Ottawa, aber das Fahrgehalt war glatt zum Aushalten hinausgeworfen.

Hier ein Knips, dort ein Knips — so werden die goldenen Bälle vier bis fünf Monate lang täglich von den Bäumen geschnitten. Die Gewerkschaften fordern, daß jüdische Unternehmer nur jüdische Arbeiter beschäftigen. Die Unternehmer richten sich unter allerlei, nicht zuseht auch materiellen Begründungen, nicht immer nach diesem Verlangen; sie mühen es erleben, daß diejenigen jüdischen Arbeiter, die mit Arabern zusammenarbeiten wollten, verprügelt und daß die Straßen, auf denen sie die Frucht abfahren wollten, verbarrikadiert wurden. Manche Kolonisten, selbst arabische unter ihnen, lassen „Biding und Bading“, Pflücken und Baden, gleich durch die Gewerkschaft, den Verkauf durch eine ihr angegliederte Handelsorganisation erleben; so sind sie handlungslos.

Der jüdische Arbeiter bekommt am Tag etwa 20 bis 25 Piaster ausgezahlt, der arabische 15 bis 20. Für Qualitätsarbeiter gibt es höhere Löhne, bis zu 100 £ in der Saison! Das bekommen die besten der Vater, die „Aristokraten“ unter den Orangearbeitern. Ihre Tätigkeit ist äußerst kompliziert, im wahren Sinne des Wortes eine Sache des Fingerspitzengefühls. Die Vorgriffe ihrer Arbeit leistet im Paddock, in dem jede einzelne Frucht vor ihrer Weiterbehandlung drei Tage in Quarantäne lagern muß, der minderbezahlte Kollege und die Maschine: am laufenden Band werden die Apfelsinen in Qualität 1, 2 und 3 sortiert; zur dritten Qualität kommen alle Früchte mit Schönheitsfehlern, also zu runde, zu grüne, zu wässrige, zu kleine und „unheilbar vertaubete“. Nun werden die Orangen maschinell gestempelt, dann, gleichfalls maschinell, in mehrere Größen sortiert und den Wälzern zugeführt, die die Früchte in geradezu atemberaubendem Tempo in Seidenpapier hüllen. Die Vater sitzen auf Sattelstühlen, und vor ihnen steht, in beachtlicher Höhe, ein Pult, auf dem Pult die Kiste, entweder eine für 100 Stück oder eine für 228, für 270, für 336 — und in keine Kiste darf eine einzige Orange mehr oder weniger hineinpassen: ja, das will gelernt sein, mancher lernt nie, aber für die, die sich bemühen, gibt's sogar ein richtiges Lehrbuch, im Verlag der in englischer Sprache gedruckten Zeitschrift der palästinensischen Orangencultur ist es erschienen. Endlich klopfen die Hammer die letzten Lasten des Ernteliebes. Niemand flüchtet sich auf Kiste, von jeder leuchtet ein stolzer Name, die Hausmarke. Ein Pfiff — die Lokomotive zieht den Segen zum Schiff oder zur Bahn. Auch Autos zwischen ihren Wengiggestank in den Apfelsinendünen dieser Erntetage, mit Apfelsinenfrüchten beladene Kamelkarawanen ziehen zur Stadt, und die teer glatte Landstraße von Ramatgan nach Zaffa ist zur Apfelsinenzzeit kaum weniger belebt, als die

von Potsdam nach Berlin. Der Orient gewöhnt sich an den Karneval des Verkehrs.

Der Apfelsinenzug durch Jaffa führt an einer ganzen Apfelsinenindustrie vorbei. Eine Druderei verzerrt die Einwickelbogen; ein kleines Interview: der Chef erklärt, er kann die Aufträge nicht bewältigen. In einer Werkstätte werden Kistenbretter zurechtgezimmert. Eine andere bedruckt die Bretter mit den Namen und Symbolen der Orangensorten, die halbe Hausfront ist in geschickter Werbungsabsicht mit solchen Brettern benagelt. Im Hafen, der jetzt im modereneren von Haifa einen mächtigen Konkurrenten fand, endet die saftige Fahrt fürs erste. Aus Kisten werden Kistenburgen, Kistengebäude, die Magazine besetzen, maßlos quillt der gelbe Segen, wie der Kohlschwärze in Caribiff, der baumwollweiße in Alexandria. Die Flut drängt zum Meer, das Meer grüht mit heftigen Stößen schaumigen Gisches über die Ufermauern. Alle brüllen jeden an, die Fahrer die Hafnarbeiter, die Hafnarbeiter die Bootleute, die Bootleute die Fahrer. Von Hand zu Hand, von Mann zu Mann wandern die Kisten in die breiten, schaukelnden Kähne am Kai und

unter kurzen arabischen Flüchen und mit laugen bunten Rudern wird die Jaffaer Apfelsinenflotte zu den großen Schiffen gesteuert, die, dirigiert nach einem seit Saisonbeginn festgelegten Fahrplan, mit hohlen, gierigen Ladebäuchen vor der Reede warten, 6 Schiffe, 8 Schiffe, selbst 10 Schiffe an einem Tag, Schiffe der englischen Form, Stockward u. Nees, Lauritzen- und Gorthönlone, die sich im Frachtgeschäft den Löwenanteil gesichert haben, norwegische Schiffe, Dampfer der deutschen Levante-Linie, der Svenska-Orient-Linie, des Lloyd Triestino, der ägyptischen Medivial Mail. Der im Jahre 1931 gebaute norwegische „Donator“ kann sich mit sieben Ladebäumen in zwölf Stunden 28.000 Kisten einverleiben! Schließlich dampfen die Süß-See-Schiffe über den Horizont, werfen im Vorbeifahren auf Cypern ein säheles Bullauge, denn Orangen, die dort gezüchtet werden, gleichen im Gegensatz zur stiefmütterlich behandelten palästinensischen „Imperial Preference“, und laufen nach zwölf bis dreizehn Tagen in Liverpool, Glasgow oder Hamburg ein. Wer bietet? Wieviel? Wer bietet mehr? Die palästinensischen Exporteure warten gespannt auf die Telegramme mit den Versteigerungspreisen.

Karneval

Von Kurt Döberer.

Bunte Zettel preisen schreiend ausgefachte Seligkeiten nicht für euch, nur für die andern. Doch, ihr seid ja so bescheiden.

In den schneeberfüllten Pfügen spiegeln flimmernd Lichtreflexen — malen farbig bunte Mäxche auf den Seidenstrumpf der Damen.

Auf den glatten Strumpf der Damen, die in Fell und Seide schweben — und beim Klang der Jazzpellen angelebte Wimpern heben.

Diese dunklen Augentwimpern, die so seelenvoll erstrahlen — für die Herren, die zum Schaumwein noch verschiedenes bezahlen.

Es bezahlen diese Herren, Wohlgefallen in den Wienern — lächelnd streuen sie die Scheine, die die anderen verdienen.

Der Schatz in der Lagune

Von Victor Helling.

„In Venedig habe ich ein sehr unangenehmes Abenteuer gehabt“, sagte Derk Remy. „Ich hatte mir gegen fünf Uhr eine Gondel am Mole gemietet — an dem Landungsplatz an der Piazzetta. Der Gondelier war ein Mann in den besten Jahren. Er versprach, mich auf einem kleinen Umweg nach San Nicololetto zu fahren. Den Umweg mußte er machen, weil er in San Servolo seinen Hund abholen wollte. So fuhr er ab. Die Gondel schwebte gut gerudert dahin, vorbei an den Gärten von San Clemente, wo die weiblichen Jerten ihrer Heilung entgegenwarten, und dann in Richtung auf San Giorgio Maggiore mit seinem bunten Mar-morportal, auf dem noch die letzte Sonne lag.“

„Es ist ein Epiz, wissen Sie“, sagte mir der alte Tonio. „Noch nie ist er mir davonge-lausen. Aber gestern hatte ich in San Servolo zu tun, da kam er mir abhanden. Ich finde ihn heute bestimmt.“

So legten wir an. Tonio stieß die Ruder-stange in den Grund. Es war genau um 6 Uhr. Melancholisch zitterten die Glodentöne von den alten Türmen der Dogenstadt übers Wasser.

Ich war allein im Boot und sah den Wel-len zu, die den flachen Sand überrieselten, der grün von schütterem Strandgras vor mir lag.

Ein Geräusch ließ mich auffahren. Hinter einem Strauch war eine Gestalt hervorgehuscht — ein Mann in eigenartiger Kleidung, ohne Hut, ziemlich blaß und mit seltsam glänzenden Augen. Das Haar bäumte sich unbändig aus der Stirn aufwärts.

„Pst, Pst!“ rief er. Es klang wie ein Pischen. Und dann war er auch schon mit einem schnellen Satz bei mir im Boot.

Ohne auf meinen abweichenden Zutuf zu achten, riß er Tonios Ruderstange aus dem Schlamm, und ehe ich es hätte verhindern können, war er auch schon abgestoßen.

„Was soll das?“ fuhr ich auf. „Sind Sie des Teufels?“

Er murmelte etwas, das ich nicht verstand, und schon handhabte er das Ruder mit einer Geschwindigkeit, daß sich im Nu der Raum

zwischen uns und der Insel vergrößerte. Seine Augen blitzten mich in seltsamer Starrheit an.

„Schnell! Es eilt! Rühren Sie sich nicht vom Fleck!“ verstand ich ihn plötzlich. Dabei zeigte er ein tadelloses Gebiß. Ich sah jetzt so recht, daß ich es mit einem wahrhaft athletisch gebauten Menschen zu tun hatte.

Sie wissen, ich bin alles andere als ein Gigant. Ich mußte mich aufs Parlamentieren legen. Vor allem mußte ich herausbekommen, was der Mann, der sich so unberufen zum Herrn meines Bootes gemacht hatte, eigentlich im Schilde führte.

„Zum Teufel! Nun erklären Sie mir endlich, was dieser Spul bedeuten soll. Was haben Sie in dieser Gondel zu schaffen?“

Er schwieg. Schon mehr als ein Kilometer lag zwischen uns und San Servolo. Der Unheimliche ruderte immer noch so hastig wie zuvor — bis er ganz unvermittelt die Stange hoch-riß und sagte: „Es hat keinen Zweck, daß ich mich Ihnen förmlich vorstelle, Signore. Dazu eilt unser Geschäft zu sehr. Ich beglückwünsche mich indessen, daß Sie mir vom Himmel als Werkzeug zu diesem Geschäft geschickt sind.“

„Zu welchem Geschäft?“ fragte ich über-rascht.

„Zur Hebung der Kronjuwelen des Für-sten von Piacenza!“

Ich glaubte, nicht recht gehört zu haben.

Er nickte mir, während er das Ruder voll-ends in die Gondel zog, mit einem vertraulich-geistigen Blick zu: „Wir sind an Ort und Stelle. Ich kenne mich hier aus. In der Tiefe dieser Lagune liegt der Schatz.“

„Was soll der Anjimm?“

„Man verfolgt mich, weil man weiß, daß ich die Stelle dieses Schatzes kenne. Nun war-tete ich auf einen günstigen Moment. Wir wer-den den Schatz sofort heben.“

In den Augen des Menschen, der mir reif für die Zwangsjacke schien, stand ein unheimli-ches Gleichen. Es ist wohl verständlich, daß ich Ausschau nach einem Boot hielt. Aber nirgends war eine Gondel zu sehen. Dabei sank die Däm-merung jetzt schnell.

„Sofort! Verstehen Sie? Machen Sie sich fertig! Sie springen über Bord —“

„Nä? Nä — über Bord springen?“
„Keine Sekunde Ueberlegung! Der Preis ist köstlich. Sie tauchen unter und bringen die Juwelen herauf.“

Ich muß sagen, es überließ mich kalt. Ich war nie ein guter Schwimmer. Eine Trennung von der Gondel war für mich gleichbedeutend mit dem Tod in den Wellen. Ich war längst nicht mehr im Zweifel, daß ich es mit einem Wahnsinnigen zu tun hatte. Blischnell über-legte ich. Die alte Regel fiel mir ein, daß man auf die Hirngespinnste eines Verrückten nur zum Schein eingehen müsse.

„Tauchen — bei dieser Beleuchtung? Na-türlich — das kann man. Aber besser ist wie-warten ab. Der Mond muß erst aufgehen.“

„Wir dürfen nicht warten! Der Mond hat auch gar nichts zu sagen. Im Gegenteil: Es kommt nur auf schnelles Tauchen an.“

„Das ist richtig, mein Herr, aber ich bin nicht das Werkzeug, das Sie suchen. Der Mann, der Ihren Schatz heben will, wartet da drüben auf Sie.“ Ich wies nach San Anzele hinüber.
„Welcher Mann?“ Seine Augen flackerten. Dann schob er sich näher auf mich zu. „Sie und kein anderer!“

„Richtig. Gewiß. Nur sagen Sie, wäre es nicht besser — ja gewiß! — wenn Sie selbst tauchen wollten? Das verspräche den sichersten Erfolg.“

„Nein, nein. Ich neige zu Schüttelfrost. Ich brauche gerade Sie!“ Wie böseartig jetzt sein Blick war! „Sind Sie fertig? Wollen Sie nun jetzt tauchen — oder wollen Sie mich zwin-gen —“

„Ich zwinge Sie zu nichts! Zu gar nichts!“
„Um so besser! Sonst —“ Sein Atem be-rührte mich. Er rüdte mir auf den Leib. „Los doch nun!“

In meiner Angst zog ich den Rock aus. Ich legte ihn auf den Boden und suchte dabei das Ruder zu packen. Es schien mir keinen anderen Ausweg zu geben als — er oder ich.

Allein die Stange klirrte. Ahnte er, was ich vorhatte? Auf einmal fühlte ich seine Hände an meiner Kehle. Er hob mich, das Boot schwanke —

„Luft!“ brüllte ich heifer. „Luft!“

Die Ränste loderten sich. „Springen Sie?“ „Sofort!“ stotterte ich. Und ich war, in der Tat, nur um der Nähe des Unheimlichen zu entrinnen, drauf und dran, über Bord zu springen. Da — im letzten Augenblick, riß er mich zurück. Er zog mich förmlich wieder in die Gondel herein und flüsterte: „Keinen Laut jetzt!... Wir dürfen keine Zeugen haben!“

Hartig griff er zum Ruder. Ich verstand noch nicht das Wunder, das mich gerettet haben sollte. Im nächsten Augenblick hätte ich laut aufjubeln mögen: In unserem Nictwasser tauchte ein Boot auf.

Wie durch einen Schleier sah ich, was sich nun blitschnell abspielte. Das Rettungsboot — ich durfte es wohl im besten Sinne als solches bezeichnen — legte mit kräftigen Riemenschößen an unsere Gondel an. Eine Art Lasso wurde über den Kopf des Hünen geschleudert. Mit einem Klageschrei zuckte er zusammen. Dann fesselten sie ihn. — Es waren meine Befreier. Hilfe in höchster Not! Als ich vollends zu mir kam, bestätigte mir Tonio, der samt seinem Spitz auf dem Rettungsboot in Begleitung dreier handfester Männer stand, was ich geahnt hatte. Ich hatte mich in der Gewalt eines Geisteskranken befunden, der aus der Anstalt von San Servolo, wo die männlichen Irren interniert sind, entwichen war.

Die Wächter brachten ihn zurück. Man beglückwünschte mich. Und ich konnte mir auch gratulieren. Ich läge, wenn Tonio nicht die Irrenwächter hinter seinem Boot her alarmiert hätte, wahrscheinlich heute dort unten, wo Sa-

nore Manganse — so hieß der Irre — den Kronschatz des Fürsten von Piacenza vermutete.

„Bis auf die weiße Haarschneipe.“ so schloß Derf Remy und verneigte sich leicht vor seinen Zuhörern. „Ist mir äußerlich keine Erinnerung an jenes Abenteuer zurückgeblieben. Wenn Eure Excellenz und die jüngeren Herren kein Aufhebens von der Geschichte machen, bin ich Ihnen dankbar.“

Sport

Der moderne Skilauf mit Steilhangtechnik.

Von Friedl Wurzel, Zeichnungen von Leo Saaß. Verlag Jul. Kittls Nachf., Währ.-Ostbau. Preis K 18.—. Friedl Wurzel, der bekannte heimische Skilehrer und Skifahrer, hat seine Erfahrungen in einem hübschen Buch wiedergelegt, das eben, vom Verlag sehr gut ausgestattet, erschienen ist. Der Autor hat den gelungenen Versuch unternommen, an die Stelle von langen theoretischen Erläuterungen und Erklärungen die instruktive und überzeugende Kraft der Zeichnung zu setzen, die im Terrain aufgenommen, mit bezwingender Schärfe alle jene Bewegungen und Körperstellungen veranschaulicht, die notwendig sind, um die Brettl in Schnee zu meistern. Die schlagwortartige Erklärung der Zeichnungen, ohne überflüssiges und ablenkendes Beiwerk, ermöglicht die stärkste Konzentration ausschließlich auf die für den Lauf notwendigen Tätigkeiten. Anfänger und Fortgeschrittene finden in diesem Buche einen erfahrenen Berater und Lehrer.

Die Stunde eines Menschen — die Stunde der Welt

Eine Stunde des Tages in einem Kaffeehaus sitzen, seinen Mokka oder sein Glas Bier trinken, Zeitungen lesen oder Nummy spielen — eine Stunde lang an der Werkbank stehen und arbeiten, oder, was in unserer Zeit viel häufiger der Fall ist — eine der vielen Stunden, die man auf der Straße verbringt, um die Zeit totzuschlagen. Was sind sie für uns? Ein Lebensabschnitt, der ereignisreich sein kann oder auch nicht, der jeweils lustig, dramatisch oder aufregend sein kann; wir können ihn aber ebenso gut verschlafen und nichts davon haben als nachher das Bewußtsein, eine Stunde lang nichts gehört und nichts gesehen zu haben.

Was geht während einer einzigen solchen Stunde in der ganzen Welt vor, während welcher wir selbst arbeiten oder schlafen?

Dies auszurechnen und festzuhalten haben sich die Statistiker bemüht. Mögen Zahlen im allgemeinen als trodene Speise gelten — diesmal sind sie es wahrhaftig nicht. An der Hand von Zahlen die Freuden und Leiden, die Sorgen der gesamten Menschheit, was sie physisch und psychisch betweat, während einer einzigen Stunde des Tages verfolgen zu können, ist spannend. Diese Statistik ist ein Bild des Schaffens, der ökonomischen und sozialen Lage der Welt. Manche Zahlen werden verblüffen, manche enttäuschen. Aber alle mitsammen versehen nicht, ein Bild zu geben und Weltall und Menschheit einer Stunde roh zu skizzieren.

Während einer Stunde vermehrt sich die Menschheit um 5440 Neugeborene, zugleich vermindert sie sich durch Todesfälle auf natürlichem Wege um 4630 Menschen. 1200 Paare heiraten, während sich nur 85 Paare in der Stunde scheiden lassen. Alle vier Minuten fällt

ein Mensch einem Mord zum Opfer. Die Polizei der gesamten Welt hat sogleich die Aufgabe, Stunde für Stunde 15 neue Morde aufzuklären. In einer einzigen Stunde werden 198.000 Verbrechen aller Art begangen, 177.000 Verbrecher werden bestraft.

Sämtliche Zuckerfabriken der Erde produzieren in einer Stunde 99.600 Tonnen des Süßstoffes. Aber nur 98.000 Tonnen werden in derselben Zeit verbraucht. Das bedeutet eine Ueberproduktion von 1600 Tonnen Zucker pro Stunde, die Wirtschaftsstatistiker scheinen von dieser einen Zahl genug gehabt zu haben, denn in der Folge fehlen die Vergleichsziffern der Produktion und Konsumtion.

In einer Stunde werden 50 Millionen Schalen Kaffee konsumiert und zugleich 25 Millionen Kilo Kartoffeln und vier Millionen Kilo Fleisch gegessen. Mit 35 Millionen Kilo ist das Brot das meistgeessene Nahrungsmittel, andererseits dürften Eier auf der ganzen Welt teuer sein, denn nur 2,5 Millionen Stück wandern in den Magen der hungrigen Menschheit.

Die geschäftlichen Sorgen der Menschheit dürften nicht gering sein. Während einer Stunde werden 114.000 Telegramme ausgegeben, 1.141.000 Briefe, Postpakete und Postkarten werden den Postanstalten zur Beförderung übergeben. An Zeitungen werden in einer Stunde 60 Millionen Exemplare der verschiedensten Art und Tendenz gedruckt.

Unsere alte Mutter Erde und mit ihr die Menschheit, die sie bewohnt, wird während einer Stunde von durchschnittlich vier Stürmen und einem Erdbeben heimgesucht.

Wir sitzen nun im Büro oder auf der Parkbank, im Theater oder im Kaffeehaus und wundern uns, wie lebhaft um uns herum alles

ist, und wie ruhig doch eine Stunde für uns selbst verläuft. Wir ahnen nicht, daß in derselben Stunde, in der wir vielleicht nach einem lieben Verwandten trauern, das gleiche Schicksal zu gleicher Zeit Millionen Menschen teilt.

Allerlei vom Ei

Täglich, fründlich, in der Minute milliardenfach, entwidelt sich aus einem Ei ein Lebewesen. Es ist ein, vielleicht das größte Wunder der Natur, das ewige Wunder vom Ei.

Die Forelle legt 25.000 Eier, der Hecht 100.000, der Barsch 800.000 und der Stör einige Millionen Eier im Laufe des Jahres. Was bedeutet da die Kunst der Züchter, welche die Legeleistung des Huhnes von 70 Eiern, die ein gewöhnliches Bauernhuhn liefert, auf 250 Eier im Jahre hinaufschraubten? Um in den Besitz eines Stammes von fleißigen Eierlegern zu gelangen, stehen dem Geflügelzüchter drei Wege offen. Erstens kann er bereits als leistungsfähig bewährte Hühner ankaufen, zweitens kann er die von Leistungshennen gelegten Eier erbrüten lassen und die Küden aufziehen, und drittens kann er einen Eierhahn einstellen. Dies ist ein Hahn von einer anerkannten Leistungsstufe, dessen Abstammung von auf Eierleistung erprobten Hennen erwarteten läßt, daß er diese Eigenschaften auch auf seine Nachkommen vererbt.

Der Eierhahn regt also die Hennen zu erhöhter Legetätigkeit an. Nun kommt es aber auch vor, daß ausnahmsweise ein Hahn diese Tätigkeit selbst ausübt. Professor Guher von der Universität in Wisconsin hat sich eingehend mit diesem Problem befaßt und festgestellt, daß die eierlegenden Hähne sich von ihren normalen Geschlechtsgegnern äußerlich nicht unterscheiden. Sie legen jedoch zeitweise kleine Eier und krähen nach erfolgter Eiablage, statt wie die Hennen zu gackern. Diese Hähnenkier haben einen unangenehmen Geschmack, doch konnten im Brutapparat normale Küden daraus erbrütet werden. Der Hahn war also gleichzeitig Vater und Mutter dieser Küden. Die Fähigkeit von Hähnen, Eier zu legen, ist auf das ausnahmsweise Vorhandensein der gleichen Drüsen zurückzuführen, die die Hennen zum Eierlegen veranlassen. Es handelt sich also in dem Fall um Intersexualität und Geschlechtsumkehr, eine von der Wissenschaft auch bei anderen Tieren beobachtete Erscheinung. Der Versuch, normalen Hähnen auf künstlichem Wege diese Drüsen einzupflanzen, führte zu keinem Resultat.

Es ist der Traum jedes Geflügelzüchters, nicht nur möglichst viele, sondern auch möglichst große Eier zu gewinnen. Wie schön wäre es, wenn die Hühner etwa Schwaneneier legen würden, wiegt doch ein solches fast ein halbes Kilogramm. Die größten Eier aber legt natürlich der Vogel Strauß. Straußeneier wiegen eineinhalb Kilogramm. Doch auch diese erscheinen klein, wenn sie im Museum neben die Eier des Nephornis maximus zu liegen kommen. Dieser ausgestorbene Riesenvogel von Madagaskar legte nämlich Eier, die siebenmal so groß sind als die des Straußes. Da das volle Gelege dieses Riesenvogels sicher aus einem Duzend Eier bestand, so hätte der Vogel das Material für Omeletten liefern können, die ausgereicht hätten, um mehr als 2000 Personen zu sättigen, wobei für jeden das Quantum dreier Hühnereier berechnet wäre.

Fehlt den Vögeln in der Nahrung der Stalk, den sie zum Aufbau der Eierschalen benötigen, so entstehen die weichschaligen Windeier. Auch die Schnabeltiere legen Eier, die eine weiche, pergamentartige Schale haben. Die Größe der

Eier dieses Säugetieres beträgt bloß zwei Zentimeter. Dagegen existiert eine afrikanische Achat-
schnecke, die fünf Zentimeter große Eier ablegt.

Das Eierlegen spielt im Leben keines Tieres eine so dominierende Rolle als im Dasein einer Bienenkönigin. Diese legt täglich zurk 3000 Eier, und da sie zum Legen eines Eies etwa zwanzig Sekunden braucht, so muß sie Tag und Nacht legen, um ihr Pensum im Dienste ihres Stodes zu erfüllen. Ein Bienelei wiegt etwas mehr als 0,0001 Gramm, 3000 Eier demnach 0,45 Gramm. Da eine Bienenkönigin bloß 0,23 Gramm wiegt, legt sie im Tag doppelt so viel Eier, als ihr Körpergewicht beträgt.
S. R.

Eine wunderbare Idee

Von Walter Jelson.

Juan Guerra y Hiberna, der Sekretär des Magistrats der hübschen kleinen spanischen Stadt Medina, sprang freudig erregt von dem feingeschnitten, alten Lehnstuhl auf und durchschritt mit großen Schritten sein Amtszimmer. Dann rief er einen jungen Beamten zu sich und sagte ihm:

„Miguel, ich habe einen Auftrag für dich. Zeichne mir augenblicklich den Plan für ein — hm — Anstandsgehäuschen, und zwar in die Calle Monterone vor die Villa Numero eins.“

Dann trat er zum Fenster und betrachtete das bunte Leben und Treiben, das unten am Marktplatz vor dem alten Rathaus herrschte.

Zwei Stunden später erschien Miguel mit dem Plan.

„Ist es so gut?“ fragte er.
Senor Juan sah sich die Planskizze genau an. Dann sagte er: „Bravo! Es ist in Ordnung, mein Junge.“

Nun aber fiel ihm ein, daß er ordnungshalber den Besitzer der Villa, Calle Monterone, erst verständigen müsse, daß vor seinem Haus ein derartiger Bau aufgeführt werde. Und flugs setzte er sich hin und teilte ihm dies in einem höflichen Brief mit.

Bereits wenige Stunden nachher erschien Don Primo Quelva, der Besitzer der betreffenden Villa, und bat den Sekretär, doch um Himmels willen dieses Häuschen nicht gerade vor seine Villa zu bauen. Der Sekretär erklärte darauf, liebenswürdig lächelnd, daß er zu seinem aufrichtigsten Bedauern nicht in der Lage sei, diesbezüglich Änderungen vorzunehmen zu können. Dann wies er auf den am Tisch liegenden Plan. Nochmals appellierte Don Primo an die, wie er sagte, geradegut sprichwörtliche Hilfsbereitschaft des allverehrten Magistratssekretärs. Schließlich verabschiedete er sich mit einem herzlichen Handdruck von dem Stadtnetwaltigen. Dieser entdeckte nachher, daß der Hausbesitzer diebei in taktvoller Weise einige Hundertpesetennoten ihm in die Hand gedrückt hatte. Daraufhin gab er dem jungen Beamten den Auftrag, eine neue Planskizze anzufertigen, auf welcher das Häuschen vor Calle Monterone zwei aufzuweisen habe.

Um es kurz zu sagen: In der Calle Monterone gab es vierundzwanzig schmale, schöne Villen, die durchwegs vermögenden Leuten gehörten.

Nachdem der letzte der vierundzwanzig Willenbesitzer den berechneten Senor Juan aufgeindacht hatte und der Beamte Miguel vierundzwanzig Pläne hatte machen müssen, erlaubte sich dieser schließlich, bevor zu fragen:

„Senor Sekretär, sagt doch, bitte, wo soll dieses Häuschen endgültig gebaut werden?“

„Gebaut werden?“ stammte der Sekretär und lachte vergnügt. „Mensch Miguel! Wer spricht vom Bauen?“

Wißt Ihr schon? . . .

Zwei amerikanische Chemiker, von denen einer eine Dame ist, haben eine Zigarette erfunden, die ohne Hilfe von Streichhölzern entzündbar ist. Man braucht nur das Ende der Zigarette selbst an den Seiten der Zigaretten-
schachtel reiben. Ähnliche Versuche sind schon in früheren Zeiten gemacht worden. So ließ sich im Jahre 1881 ein russischer Erfinder eine Zigarette patentieren, die ohne Hilfe von Streichhölzern entzündet werden konnte. Doch steht dieser und späteren Erfindungen immer die Einwendung entgegen, daß die Zigaretten einen unangenehmen Schwefelgeschmack annehmen. Außerdem ist es eine höchst überflüssige Erfindung.

Da den Hindus alle Tiere heilig sind und sie ihnen kein Leid zufügen, werden altersschwache Haustiere in wohlthätigen Stiftungen gepflegt und bekommen hier das Gnadenbrot. Diese Tierasyle werden durch die Gaben der Allgemeinheit erhalten.

Im Tierreich finden sich Parallelercheinungen zu der bei dem Menschen beobachteten Tatsache, daß das Haar eines Menschen infolge von Schreck oder Entsetzen mit einem Schläge weiß wird. Das gleiche ist an schwarzen Hunden festgelegt worden, die tatsächlich weiß werden, wenn sie Wutanfälle bekommen. Ähnliches wird von einer Schiffsage berichtet. Das Schiff geriet in schweres Unwetter, die Mannschaft mußte das Schiff verlassen und nahm die Kasse mit in das Rettungsboot, das sich nun tagelang durch schwere See kämpfen mußte, bis es endlich in Sicherheit kam. Nach diesem Ereignis war die Kasse vollständig weiß geworden. Ein Grauhimmel wird meist im Alter weiß.

Die Form der Einbalsamierung im Altertum war ursprünglich so, daß die verstorbenen Großen und Helben in Honig gelegt wurden, um sie vor Verwesung zu schützen.

In Sibirien wird manchmal am wolkenlosen Himmel ein Regenbogen beobachtet.

Heiteres

Der Unterschied. Kunde (zum Schneider): „Gott hat die ganze Welt in sechs Tagen geschaffen und Sie brauchen drei Wochen für eine Hose.“ — „Ja, das stimmt, aber gucken Sie mal die Welt an und dann vergleichen Sie sie mit der tadellosen Hose.“

Am Telefon. „Hallo, hallo! Ist dort die Feuerversicherung?“ — „Ja, wohl, mein Herr! Sie wünschen, bitte?“ — „Hier ist Müde, ich möchte gern mein Haus versichern lassen! Kann ich das telephonisch machen?“ — „Wir werden sofort einen Vertreter zu Ihnen schicken!“ — „Gut! Er soll aber gleich ein Auto nehmen! Das Haus brennt schon!“

Einschränkung. „Acht Kinder haben Sie? Na, allerhand.“ — „Ja, in der Bibel steht: jeid fruchtbar und erfüllet die Erde.“ — „Na ja, aber da steht doch nicht, daß Sie es allein machen sollen.“

Wort gehalten. „Vorige Woche habe ich Dir zehn Mark geliehen! Du hast gesagt, Du brauchst sie nur für kurze Zeit!“ — „Stimmt! In einer Viertelstunde waren sie auch schon weg!“

Schach-Ecke

Geleitet von Genossen Wenzel Scharoch, Zwettnitz 65 bei Teplitz-Schönan.

Schachaufgabe Nr. 172.

Von Johann Adam, Hostomitz.

Schwarz: Kd5; Df5; Tb5; La5, g2; Sb7, h4; Bc8, c6, e4 (10).



Weiß: Kc3; Dg7; Tb6; Lb3, f8; Sc4, d4; Bb6, f4, g3 (10)

Matt in 2 Zügen.

Lösungen sind bis längstens 14 Tage nach Erscheinen der Aufgabe an den Leiter dieser Spalte einzusenden.

Lösungszug zu Nr. 169: Bh3—b4! (Nebenlösung nach De7—f8!)

Lösungen sandten nachfolgende Genossen ein: Walter Ludwig, Robek Franz, Michel Rudolf, sämtlich Kwitzkau; Lösel Richard, Hochdöbern; Grimmer Emil, Katharinenberg; Steiner Eduard, Hühnel Anton, Steiner Franz, Peckhelm, sämtlich Schönfeld; Tattermusch Ernst und Blaha Artur, Janegg; Fiedler Emil, Birkirt; Dinnebler Emil, Tetschen; Philipp Heinrich, Obergeorgental; Bittner Richard, Kleinaugest; Hyna Josef und Franz, Adam Johann, Goldbach Ferdinand, sämtlich Hostomitz; Reinert Julius, Nestomitz; Hleke Josef und Fritsch Anton, Märkersdorf; Böhm Heinrich, Jonsbach; Beutel Wilhelm, Arnsdorf bei Tetschen; Hahl Erwin, Nestersitz; Wenzel Adolf, Arnsdorf bei Haida; Döhner Max und Mildorf Adolf, Tischan; Triltsch Gustav, Wisterschan; Stehno Wenzel, Sebusan.

Einstellung der Bezirksserie im 2. Bezirk.

1. Runde.

In Kleinaugest am 15. Feber: Kleinaugest gegen Wisterschan I;
in Zukmantel am 15. Feber: Zukmantel I gegen Zukmantel II;
in Wisterschan am 18. Feber: Wisterschan II gegen Eichwald.

2. Runde.

In Wisterschan am 2. März: Wisterschan I gegen Zukmantel I;
in Wisterschan am 4. März: Wisterschan II gegen Kleinaugest;
in Eichwald am 4. März: Eichwald gegen Zukmantel II.

3. Runde.

In Zukmantel am 15. März: Zukmantel I gegen Wisterschan II;
in Kleinaugest am 18. März: Kleinaugest gegen Eichwald;
in Zukmantel am 15. März: Zukmantel II gegen Wisterschan I.

4. Runde.

In Wisterschan am 23. März: Wisterschan II gegen Zukmantel II;
in Kleinaugest am 22. März: Kleinaugest gegen Zukmantel I;
in Eichwald am 25. März: Eichwald gegen Wisterschan I.

5. Runde.

In Zukmantel am 8. April: Zukmantel II gegen Kleinaugest;
in Wisterschan am 6. April: Wisterschan I gegen Wisterschan II;
in Zukmantel am 8. April: Zukmantel I gegen Eichwald.

Terminänderungen können nur mit Einverständnis der Bezirkseschleitung und beider Sektionen vorgenommen werden.

Schachkurs in Kleinaugest.

Der neugewählte technische Leiter des 2. Bezirkes Genosse Röckl hält in Kleinaugest einen Schachkurs ab. Den ersten Kurstag unterrichtet Genosse Röckl die Teilnehmer über Notierungen der Partien und andere für die Bezirksserie wichtige Fragen. Ein Simultanspiel an 9 Brettern wurde arrangiert, von welchem der technische Leiter 6 gewann und 3 verlor.